



Dr. Steffen Mehlich, geb. 1959, studierte von 1978-1983 an der Belarussischen Staatlichen Universität Minsk Philosophie und Russische Sprache. Anschließend arbeitete er bis zum Jahre 1990 am Institut für Internationale Politik und Wirtschaft in Berlin mit den Forschungsschwerpunkten „Europäische Sicherheit“ und „Europäische Sicherheitspolitik“. An diesem Institut verteidigte er 1989 erfolgreich seine Dissertation. Dem folgten im Jahr 1990 Studienaufenthalte am Stockholm International Peace Research Institute und in den USA im Rahmen des International Youth Exchange Program. Bei der Alexander von Humboldt-Stiftung ist er seit 1991 tätig, zuerst als wissenschaftlicher Referent, seit dem Jahr 2000 ist er Leiter der Abteilung Förderung Inland.

Zum Gespräch trafen wir uns in seinem geräumigen Arbeitszimmer, wo wir über die vereinbarte Zeit hinaus sein Gast sein durften. Der Grund war nicht zuletzt, dass Herr Mehlich das Interview auch als Möglichkeit ansah, seine Gesprächspartner über die für die Zukunft geplanten Programme der Stiftung eingehend zu informieren. Sich den Fragen keinesfalls verschließend, offen Rede und Antwort stehend, versuchte er jedoch auch ständig, mit Blick auf seinen Tätigkeitsbereich bei der Stiftung die Initiative zu ergreifen. Für uns ein weiteres Beispiel, wie sich die leitenden Mitarbeiter der Alexander von Humboldt-Stiftung mit ihren Aufgaben identifizieren.

HN: Herr Mehlich, aus den Humboldt-Mitteilungen ist bekannt, daß Sie in Minsk Philosophie und die russische Sprache studiert haben. Wie kamen Sie dazu? Wie helfen Ihnen die in Osteuropa gesammelten Erfahrungen bei Ihrer jetzigen Tätigkeit?

SM: Ich stamme nicht aus Weißrußland, sondern aus Deutschland; präzise formuliert aus Ostdeutschland, aus der DDR. Ich bin in der Nähe von Dresden aufgewachsen, dort zur Schule gegangen.

Ich habe dort, wie alle anderen Schüler auch, neben der englischen Sprache auch obligatorisch Russisch gelernt. Darüber hinaus habe ich aber auch noch Tschechisch gelernt, da ich in einem sehr grenznahen Gebiet wohnte. So hat sich ein gewisses Interesse an osteuropäischen Themen ergeben. Ende der 70er Jahre hatte ich den Wunsch, Philosophie, Geschichte oder etwas ähnliches möglichst im Ausland zu studieren. Da ein Studium der Philosophie in Prag nicht angeboten wurde, war die einzige Möglichkeit, in die Sowjetunion zu gehen. So bin nach Minsk gekommen und habe dort fünf Jahre lang studiert.

Ja, die russische Sprache habe ich mir sicher mit einer gewissen Perfektion angeeignet. Dabei bin ich dem Rat meiner ehemaligen Russischlehrerin gefolgt, die uns sagte: „Russisch darf nicht eure erste Fremdsprache sein, es muß die zweite Muttersprache werden.“ Den Sinn dieses Satzes habe ich allerdings erst sehr viel später richtig verstanden.

HN: Wieviel Russen oder Weißrussen bewerben sich eigentlich für ein Humboldt-Stipendium?

SM: Russen oder Weißrussen – das ist ein wesentlicher Unterschied; Weißrussen sehr wenige. Die Bewerberzahlen sind einstellig, vergeben werden etwa zwei bis drei Stipendien. Insgesamt hat die Stiftung 25–30 Stipendien an Weißrussen vergeben. Aus Russland liegen

ganz andere Zahlen vor. Es wurden mehr als 600 Stipendien an Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Russland vergeben, die Zahl der Wissenschaftspreise an Wissenschaftler aus der Russischen Föderation beträgt 125. Jährlich werden zirka 35–45 neue Forschungsstipendien an russische Forscher vergeben. Damit liegen die russischen Bewerber mit ungefähr 40 % akzeptierter Stipendien deutlich über der durchschnittlichen Erfolgsquote.

HN: Kommen wir noch einmal zurück zur eingangs gestellten Frage. Wie können Ihnen Ihre Erfahrungen aus den früheren Jahren bei Ihrer jetzigen Arbeit nutzen?

SM: Mit Sicherheit ist die Kenntnis der russischen Sprache und damit die Möglichkeit, sich mit Bewerbern und Stipendiaten aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion in ihrer Muttersprache zu unterhalten, eine große Hilfe. Ich bin seit 1991 bei der Humboldt-Stiftung und habe vor allem in den ersten Jahren die Erfahrung machen können, dass die Wissenschaftler aus der ehemaligen Sowjetunion wegen früher nicht oder nur in geringem Maße vorhandener Kontakte zu ausländischen Kollegen anfangs eine nicht zu unterschätzende Hemmschwelle zu überwinden hatten. Sie fühlten sich nicht heimisch hier, fühlten sich fremd. Wenn man dann mit ihnen in ihrer Muttersprache reden kann, dann hilft ihnen das natürlich ungemein. Es bildet sich ein ganz anderes Vertrauensverhältnis heraus.

Aber die Sprache ist nur die eine Seite, denn es geht ja letztendlich vielmehr um das soziale und kulturelle Verständnis. Meine eigene Entwicklung, oder wenn Sie es meine Sozialisierung nennen wollen, ist ja ganz ähnlich verlaufen. So habe ich auf jeden Fall ein großes Verständnis, für die Probleme, denen sie sich plötzlich gegenübergestellt sehen. Natürlich hat sich in den letzten zehn Jahren viel getan. Die Russen, die heute kommen, sind viel weltoffener, von Polen, Tschechen oder gar Ungarn gar nicht zu reden. Trotzdem denke ich aber, dass diese jungen Wissenschaftler in vielen Dingen noch ähnlich fühlen, wie vor 10 oder 15 Jahren ihre Vorgänger. Diese sich sicher nur sehr langsam verändernde Mentalität, die sozialen Hintergründe sind mir allerdings recht gut bekannt, denn ich habe ja jahrelang unter ähnlichen Bedingungen gelebt.

In diesem Sinne denke ich, hat mit der recht lange Studienaufenthalt doch sehr geholfen.

HN: Ein Geheimnis des Erfolgs der Alexander von Humboldt-Stiftung liegt in der individuellen Betreuung der Stipendiaten. Dies setzt allerdings voraus, dass Sie als Leiter der Abteilung „Förderung Inland“ in mehr oder weniger ständigem Kontakt mit den jährlich etwa 600 Stipendiaten stehen müssen. Wie realisieren Sie dies?

SM: Richtig, es ist erklärtes Ziel der Stiftung, die Stipendiaten weitgehend individuell zu betreuen, so weit wie nur möglich auf ihre Wünsche einzugehen. Dazu müssen wir – in der Abteilung sind 20 Mitarbeiter tätig - uns natürlich irgendwann mit ihnen persönlich treffen. Es bieten sich im Grunde drei Möglichkeiten, die auch systematisch genutzt werden, um persönliche Kontakte mit den Stipendiaten aufzubauen. Das sich so aufbauende Netzwerk ist nicht zuletzt Grundlage für die Nachkontakte; und von diesen lebt die Stiftung.

Der Königsweg, die Humboldtianer zu treffen, sind die Einführungstagungen. Zu diesen, an verschiedenen Hochschulorten organisierten Veranstaltungen werden ausnahmslos alle Stipendiaten eingeladen. Es finden jährlich vier Tagungen ein, alternierend im Norden oder Süden Deutschlands und im Frühjahr oder im Herbst statt. Wenn Stipendiaten aus irgendwelchen Gründen an einer Tagung nicht teilnehmen können, dann werden sie automatisch zur darauffolgenden Veranstaltung erneut eingeladen. Jährlich werden zwischen

450 und 500 Stipendien vergeben – in diesem Jahr waren es leider mit unter 400 deutlich weniger; damit rechnen wir bei jeder Einführungstagung mit 100-120 Teilnehmern. Etwa 2/3 bis ¾ der angesprochenen Personen folgen der Einladung. Auf diesen Veranstaltungen finden Gespräche in Ländergruppen statt, in denen die verschiedensten Fragen besprochen werden, Stipendienprogramme, mögliche Unterstützungen, usw. Das Ziel ist jedoch nicht die Lösung von konkreten Problemen, sondern das Schaffen eines kommunikativen Rahmens, um die Stiftung zu personifizieren, zu zeigen, dass hier ganz konkrete Menschen, Mitarbeiter bereits sind, die Probleme der einzelnen Wissenschaftler zu lösen, bzw. bei der Lösung zu helfen. Im Rahmen der Tagungen finden Veranstaltungen in Fachgruppen statt, Institutsbesichtigungen, fachliche Vorträge und ähnliches, um neben dem sozialen Netzwerk auch eine fachliche Vernetzung zu schaffen.

Die zweite Möglichkeit sind die Jahrestagungen in Berlin oder in Bonn, zu der alle Stipendiaten eingeladen werden. Da gibt es einen Empfang des Bundespräsidenten, eine Dampferfahrt auf dem Rhein oder auf dem Wannsee, bei denen sich Stipendiaten und Humboldt-Preisträger mit ihren Familien treffen. Das sind also 900-1000 Personen, die dort zusammen kommen, um – und das ist das wesentliche – Kontakt untereinander zu finden und zu pflegen.

Drittens werden alle Stipendiaten mit ihren Ehepartnern zu einer 12-14-tägigen Studienreise durch Deutschland eingeladen. Alle Stipendiaten, das sind 10-11 Gruppen von 30-35 Personen pro Jahr, werden hier in Bonn empfangen. Im allgemeinen ist das der Zeitpunkt, bei dem man sich an den einzelnen Stipendiaten konkret erinnert, rückfragen kann, ob oder wie früher besprochene Fragen gelöst wurden, usw.

Natürlich sehe ich trotzdem nicht alle Stipendiaten persönlich, aber der Kontakt zu verantwortlichen Mitarbeitern der Stiftung, oft auch zum Generalsekretär, ist auf jeden Fall gegeben.

HN: Dauerte die Studienreise früher nicht länger?

SM: Ja, bis zum Anfang der 90er Jahre waren die Stipendiaten 3 Wochen lang unterwegs. Doch wir haben festgestellt, dass die Zahl der Teilnehmer geringer wurde. Mit anderen Worten: nicht alle Stipendiaten konnten es sich aus zeitlichen Gründen leisten drei Wochen für eine Reise zu verwenden, besonders Stipendiaten, die nur für ein Jahr nach Deutschland gekommen waren. Für uns als Stiftung sind diese Reisen natürlich unter kulturpolitischen Gesichtspunkten sehr wichtig, denn wir möchten Deutschland ja nicht nur als Wissenschaftsland, sondern auch mit seiner Kultur und Geschichte vorstellen; Deutschland soll verstanden werden. So haben wir die Dauer der Reisen gekürzt. Jetzt nehmen mehr als 300 Stipendiaten und Ehepartner an diesen Reisen teil. Jahre später erinnern sich die ehemaligen Stipendiaten, wenn sie an die Zeit in Deutschland zurückdenken und nach besonderen Erlebnissen befragt werden, an den Empfang des Bundespräsidenten bei der Jahrestagung und an die Studienreise, auf der natürlich ebenfalls Freundschaften geschlossen und auch fachliche Kooperationen begründet werden.

HN: Herr Mehlich, Sie haben auch andere Aufgaben bei der Stiftung, so unter anderem die Koordinierung des RomanHerzog-Programms, das sich ja aus dem von Hertie finanzierten und für Ungarn so erfolgreichen Stipendium entwickelt hat. Könnten Sie uns einiges über die Zukunft dieses Programms sagen?

SM: Ich kann bestätigen, dass Ungarn – neben Polen und Rumänien – in der ersten Phase des RomanHerzog-Programms stark vertreten war. Dieses, zu 50% von der Gemeinnützigen Hertie-Stiftung finanzierte Roman-Herzog-Stipendium I lief über drei Jahre und ist inzwischen beendet. In Zusammenarbeit mit der Gemeinnützigen Hertie-Stiftung konnten wir ein neues Programm, das RomanHerzog-Forschungsstipendienprogramm, einführen, das den Kriterien für Forschungsstipendien der Alexander von Humboldt-Stiftung angepasst wurde. Vorausgesetzt wird bei diesem, nun ausschließlich von der Gemeinnützigen Hertie-Stiftung unterstützten, 3 Millionen Euro umfassenden Programm der Ph. D. oder ein Promotionsverfahren, das kurz vor dem Abschluss steht. In den sechs Jahren, mit denen die Laufzeit des Programms festgelegt wurde, bieten wir 60 Forschungsstipendien an, von denen pro Jahr 10-12 vergeben werden. Das Programm richtet sich an junge Wissenschaftler in den Ländern Mittel- und Südosteuropas bis zum Alter von 35 Jahren – das ist ein Unterschied zum Humboldt-Stipendium. Nicht bewerben können sich hier Wissenschaftler aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion, mit Ausnahme der Länder des Baltikum.

Was Ungarn betrifft, so mussten wir überraschend feststellen, dass Wissenschaftler aus Ihrem Land sich als sehr zurückhaltend erweisen. Bislang sind insgesamt drei Bewerbungen eingegangen. Dabei haben Bewerber in diesem Programm eine faire Chance. Wir würden uns freuen, wenn das Interesse ungarischer Wissenschaftler an dieser Möglichkeit vielleicht auch durch dieses Gespräch geweckt werden würde.